

Die
Dinge
beim
Namen
nennen

REBECCA SOLNIT

HOFFMANN UND CAMPE



lang an der Macht gewesen sei, und schien sie damit persönlich mit Feminismus, Liberalismus oder einer anderen im Entstehen begriffenen Kraft gleichsetzen zu wollen, die er zu besiegen gedachte. Nach seiner Darstellung war ihre Macht riesig und alles übersteigend, sie ragte ebenso bedrohlich über der Nation auf wie er während der zweiten Fernsehdebatte über ihr. Figuren auf beiden Seiten des politischen Spektrums schrieben Hillary Clinton für die Politik ihres Mannes mehr Verantwortung zu als ihm selbst, sie trug mehr Verantwortung für den Krieg im Irak als die kaum erwähnte Bush-Regierung, sie verantwortete die Politik Obamas, als wäre er ihrer Agenda gefolgt und nicht sie seiner. Alle diese Narrative stellten sie als Dämonin mit unbeschränkter Macht oder als böse Frau dar, denn sie hatte schon einmal Macht besessen und strebte nun wieder danach. Es schien, als wäre jede Macht, die eine Frau besitzt, zu viel und als fänden eine Menge Männer Frauen sehr beängstigend.

Hillary Clintons bloße Existenz scheint viele Menschen wütend zu machen, und das mindestens seit 1992. Es ist nicht einfach, über Frauenfeindlichkeit und Clinton zu sprechen, denn sie ist eine komplexe Figur, die im Laufe der Jahrzehnte viele Rollen innehatte. Es gibt gewiss Gründe, Dinge, die sie getan oder gesagt hat, zu missbilligen oder abzulehnen, aber das erklärt keineswegs die aufgeheizte Emotionalität, die sie umgibt. Als Republikanerin aufgewachsen und bei manchen Linken verhasst, weil sie als »Goldwater Girl« den Wahlkampf des erzkonservativen Präsidentschaftskandidaten Barry Goldwater aus Arizona unterstützte, obwohl sie damals noch zur Highschool ging und nicht einmal wahlberechtigt war, wandelte sie sich bald zu einer Radikalen und unterstützte 1968 und 1972 die am weitesten nach links tendierenden demokratischen Kandidaten. Für die Wahl 1972 registrierte sie in Texas hispanische Wähler*innen; sie schrieb eine Arbeit über den Bürgerrechtler Saul Alinsky, der ihr anschließend einen Job anbot; sie setzte sich für die Rechte von Frauen und Kindern ein und driftete schließlich in den achtziger Jahren nach rechts; möglicherweise um sich dem politischen Klima von Arkansas anzupassen, dem Heimatstaat ihres Mannes, oder an die Reagan-Ära.

Man könnte aus ihrer Laufbahn ebenso viele feministische Highlights wie neoliberale wirtschaftspolitische Tiefpunkte herauspicken, doch für all jene, die sich mehr für die Zukunft der Vereinigten Staaten und der Welt

interessieren, war vermutlich ihr Programm von 2016 das bedeutsamste, auch wenn niemand etwas darüber zu wissen schien. Obwohl die wichtigen Fernsehsender in Hunderten von Sendestunden über den Wahlkampf berichteten, widmeten sie dem politischen Programm der Kandidat*innen nur ganze zweiunddreißig Minuten. Schon viele Politiker haben sich mit ihrer Politik und ihren politischen Ansichten unbeliebt gemacht, doch waren Clintons Ansichten oft nicht weit von Bernie Sanders' entfernt, und sie entsprachen oder bewegten sich sogar links von den Ansichten aller anderen hochrangigen männlichen Demokraten der letzten Jahre, darunter denen ihres eigenen Ehemanns, Barack Obamas, Joe Bidens, John Kerrys und Howard Deans. Doch was bei diesen akzeptiert oder schlicht abgelehnt wurde, war bei ihr ein Skandal. Die Ablehnung, die die Männer hervorriefen, war nichts gegen die hysterische Wut, die Hillary Clinton entgegenschlug, während sie auf wundersame Weise immer weitermachte.

Trumps Slogan »Make America great again« schien die Rückkehr in eine Phantasiewelt der Weißen Vorherrschaft zu beschwören, in der Kohle noch als toller Brennstoff galt, Fabrikjobs noch das waren, was sie 1956 gewesen waren, Frauen an den Herd gehörten und die Bedürfnisse Weißer Männer an erster Stelle standen. Nach der Wahl stimmten viele Linke in diesen Chor mit ein und versicherten, Clinton habe nur deshalb verloren, weil sie der sogenannten Weißen Arbeiterklasse zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe – ein Begriff, der angesichts der Tatsache, dass ihr niemand je vorwarf, Frauen zu ignorieren, nur ein Codewort für »Weiße Männer« sein konnte. Diese haben am Sieg Trumps mehr Anteil als jede andere Gruppe (63 Prozent von ihnen stimmten für Trump; 31 Prozent für Clinton).

Man könnte auch argumentieren, Clinton habe verloren, weil die im Laufe vieler Jahre ausgeklügelten Strategien der Republikaner dafür sorgten, dass Millionen People of Color von der Wahl ausgeschlossen blieben, indem man die Zahl der Wahllokale reduzierte, den Zeitraum der Stimmabgabe verkürzte, zukünftige Wähler*innen schikanierte und bedrohte und die Registrierung von People of Color durch die Einführung von Programmen zur Wähleridentifikation wie etwa dem Crosscheck-Programm massiv erschwerte. Oder es lag an der schmierigen Einmischung durch den FBI-Direktor James Comey zehn Tage vor der Wahl oder der jahrelangen negativen Berichterstattung durch die Medien; oder an der Einflussnahme ausländischer Mächte, die darauf abzielte, Clintons Chancen zu sabotieren;

oder es lag an Frauenfeindlichkeit. Doch stattdessen hören wir nur zwei Geschichten darüber, warum sie die Wahl verlor (und praktisch nichts darüber, warum sie trotz allem bei der Gesamtzahl der abgegebenen Wählerstimmen – der sogenannten Popular Vote – um fast drei Millionen Stimmen vorn lag und damit mehr Stimmen errang, als irgendein Weißer Mann jemals in einer US-Wahl erhielt).

Die Wir-müssen-die-Weiße-Arbeiterschicht-mehr-beachten-Analyse fand, Clinton habe verloren, weil sie Weißen Männern nicht genügend Beachtung schenkte. Für die 37 Prozent der Amerikaner, die nicht Weiß sind, oder die 51 Prozent Frauen schienen sich die Vertreter dieser These nicht zu interessieren. Mir haben Fernsehen, Filme und Zeitungen, der Sport, Bücher, meine Ausbildung, mein Privatleben und mein Wissen darüber, wer wie viel besitzt und auf sämtlichen Ebenen meines Landes welche Ämter innehat, immer den Eindruck vermittelt, dass Weiße Männer auch so bereits jede Menge Beachtung erfahren.

Die andere Geschichte drehte sich um Weiße Frauen, die zu 43 Prozent für Clinton und zu 53 Prozent für Trump stimmten. Wir wurden dafür angegriffen, Trump gewählt zu haben, mit der Begründung, alle Frauen – aber auch nur Frauen – hätten Feministinnen zu sein. Dass es in den Vereinigten Staaten viele Frauen gibt, die keine Feministinnen sind, wundert mich nicht. Um Feministin zu sein, braucht es den Glauben an die eigene Gleichwertigkeit und die eigenen Rechte. Für Frauen, die in einer Familie, einer Gemeinde, einer Glaubensgemeinschaft oder in einer Gegend leben, in der die Leute anderer Ansicht sind, kann dieser Glaube für das eigene Leben unangenehm oder sogar gefährlich werden. Für viele Frauen ist es sicherer, diese Überzeugung nicht zu vertreten, schließlich wird in unserem Land etwa alle elf Sekunden eine Frau geschlagen und Partner wie Ex-Partner sind nach wie vor die Hauptverursacher der Verletzungen von Frauen zwischen fünfzehn und Ende vierzig. Zudem ist der Glaube an die eigene Gleichwertigkeit und die eigenen Rechte nicht überall zugänglich, weil der Feminismus in unserem Land unentwegt dämonisiert und verzerrt wird. Wie es scheint, ist es auch schlimmer, als Frau für einen Rassisten zu stimmen, denn anders als die dafür kritisierten Weißen Frauen wurden die Weißen Männer nicht in die Pflicht genommen (quer durch alle ethnischen Kategorien stimmten mehr Männer als Frauen für Trump; insgesamt gesehen unterstützten 54 Prozent aller Frauen Clinton; 53 Prozent aller

Männer wählten Trump).

Frauen wurden also für ihre fehlende Geschlechterloyalität verdammt. Das Witzige daran, eine Frau zu sein, ist jedoch, dass man uns auch dann verdammt, wenn wir Geschlechterloyalität beweisen. Man hat Frauen schon vorgeworfen, mit ihren Geschlechtsorganen abzustimmen, wenn sie einer weiblichen Kandidatin den Vorzug gaben, während Männer im Verlauf der gesamten amerikanischen Geschichte fast ausnahmslos männliche Kandidaten bevorzugten, ohne dass ihnen je unterstellt worden wäre, mit ihrem Penis abzustimmen. Penis wurden lediglich einmal in einer republikanischen Debatte während der Vorwahlen zum Thema, als Marco Rubio andeutete, Trump hätte einen kleinen, und dieser sich brüstete, das sei keineswegs so. »Ich wähle nicht mit meiner Vagina«, erklärte Susan Sarandon, nur um bei der Präsidentschaftswahl ihre Stimme der Vertreterin der Grünen Jill Stein zu geben, die man für eine ebenso »vaginale« Kandidatin hätte halten können wie Clinton, es aber offensichtlich nicht war.

»Eine der vielen Lektionen des jüngsten Präsidentschaftswahlkampfes und seines abscheulichen Ergebnisses ist«, schrieb der Wirtschafts- und Politikwissenschaftler Mark Lilla in der *New York Times*, »dass das Zeitalter des Identitätsliberalismus ein Ende finden muss.« Er verurteilte Clinton dafür, bei jeder Veranstaltung explizit Schwarze, Latinx, LGBT und Wählerinnen angesprochen zu haben. »Das«, sagte er, »war ein strategischer Fehler. Wenn man in Amerika Gruppen ansprechen will, sollte man besser alle ansprechen.« Und wer steht nicht auf dieser Liste, auch wenn diese Gruppe die Mehrheit aller Amerikaner abdeckt? Vor allem heterosexuelle Weiße Männer, denn es ist schwer vorstellbar, Lilla könnte sich darüber empören, dass Clinton amerikanische Ureinwohner außer Acht ließ.

»Identitätsliberalismus« hat sich zu einem Schimpfwort für das Thematisieren von Rasse, Geschlecht oder sexuelle Orientierung entwickelt, was mehr oder weniger der Art und Weise entspricht, wie wir in den Vereinigten Staaten in den letzten 160 Jahren über Emanzipations- und Freiheitsstreben gesprochen haben. Demnach waren Frederick Douglass, Harriet Tubman, Elizabeth Cady Stanton, Susan B. Anthony, Ida B. Wells, Rosa Parks, Bella Abzug, Ella Baker, Bayard Rustin, Malcolm X, Winona LaDuke, Vine DeLoria, Del Martin und Marvey Milk nur unbedeutende Vertreter*innen jener Identitätspolitik, die wir endlich überwinden sollen.

Kurz nach der Wahl erklärte Bernie Sanders, der auf den Schluss-mit-der-Identitätspolitik-Zug aufgesprungen war: »Es ist nicht gut genug zu sagen: ›He, ich bin Latina, wählt mich.‹ Das ist nicht gut genug. Ich muss wissen, ob diese Latina sich für die Arbeiterklasse in diesem Land einsetzen wird ... Es ist nicht gut genug zu sagen: ›Ich bin eine Frau, wählt mich.‹ Nein, das ist nicht gut genug.« Tatsächlich hat Clinton das nie gesagt, während man durchaus argumentieren könnte, Trump habe unentwegt und auf aggressive Weise verkündet: »Ich bin ein Weißer Mann, wählt mich.« Und selbst Sanders vermittelte implizit die gleiche Botschaft oder profitierte zumindest von ihr, ohne sie ausdrücklich in Worte fassen zu müssen. Der *Vox*-Journalist David Roberts kam bei einer Untersuchung der Worthäufungen in Clintons Wahlkampfreden zu dem Schluss, dass sie vor allem über Arbeiter*innen, Arbeitsplätze, Bildung und die Wirtschaft gesprochen hatte, ebenjene Dinge, die man ihr vorwarf vernachlässigt zu haben. Über Arbeitsplätze sprach sie fast sechshundert Mal, über Rassismus, Frauenrechte und Abtreibung ein paar Dutzend Mal. Dennoch stellte man es dar, als hätte sie unentwegt über ihr Geschlecht gesprochen, dabei waren es alle außer ihr, die einfach nicht aufhören konnten, sich darüber die Mäuler zu zerreißen.³

Wie der im Winter 2015 von Sanders' Versprechen geweckte utopische Idealismus sich derartig schnell in einen manichäischen Hass auf Hillary Clinton als eine Art Anti-Bernie verwandeln konnte, war ein Aspekt des Unerklärlichen an dieser so unerklärlich verheerenden Wahl; doch der von Wut und Abscheu erfüllte Hass war so überzeugend, dass viele Leute erst aus den demokratischen Vorwahlen zu erwachen schienen, als Trump bereits die Präsidentschaft gewonnen hatte. Sie hatten bis zum Schluss geglaubt, Clinton befinde sich immer noch im Wettstreit mit Sanders. Womöglich hielten sie Clinton auch für einen Menschen, der einfach nicht wegzudenken war, wie die eigene Mutter, sodass man sie von ganzem Herzen hassten und trotzdem davon ausgehen konnte, sie würde gewinnen.

Viele um mich herum verehrten Sanders mit einer, wie es schien, bedingungslosen religiösen Hingabe und hassten Clinton dafür umso leidenschaftlicher. Auf der rechten Seite entlud sich der Hass auf Trump-Kundgebungen immer wieder in echter Gewalt, doch auch die Linke verspritzte ihren Teil an Gift.